



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lier, H. A.: Ein deutscher Lügenroman und sein Verfasser.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anderer Seite mit gleicher Bestimmtheit bemerkt worden. Selbst Leute, die sonst stark in philhellenischen Sympathien arbeiten und vergnügt den größten Brand im Südosten aufgehen sähen, wenn er Verwirklichung ihrer Träume verspräche, haben Herrn Delhannis ans Herz gelegt, daß er klug thun würde, sich so schleunig als irgend möglich den Forderungen der Mächte zu beugen. Er hat den guten Rat Gladstones bisher nicht befolgt, wohl weil er ihn vor den Demagogen nicht zu befolgen können glaubte. Ist dies der Fall, so werden ihm die Großmächte ermöglichen müssen, sich ihrem Willen zu fügen. Das aber wird die Würde Griechenlands nicht erhöhen und den Schein seiner Selbständigkeit nicht heller leuchten lassen. Man wird sich unterwerfen, aber man hätte es eher thun sollen. Zögern gegenüber einer vernünftigen Forderung endigt in der Regel mit Demütigung, und kein Volk, besonders kein kleines, darf sich herausnehmen, ein Argerniß für alle andern zu sein und zu bleiben. Griechenland hat dies im größten Stile gewagt, und wir glauben, daß ihm das nicht so bald vergessen und vergeben werden wird.



Ein deutscher Lügenroman und sein Verfasser.

Von H. A. Lier.



Unter allen menschlichen Schwächen fordert wohl kaum eine andre so sehr unsern Wisz und Spott heraus, wie die Neigung aufzuschneiden und zu renommiren. An und für sich unschädlich, eignet sie sich vortrefflich zu humoristischer Behandlung. Die Dichter aller Zeiten und Völker haben sich diese Erfahrung zu Nutzen gemacht, vor allen aber haben die Deutschen von jeher mit großem Behagen die Lügenpoesie gehandhabt. Die Schwankliteratur des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts enthält hierfür eine überreiche Fülle der ergößlichsten Belege.

Unter allen Lügengeschichten ist aber keine bekannter und vollstümlicher geworden als die Zusammenstellung der „wunderbaren Reisen und Abenteuer“ des Freiherrn von Münchhausen. Von dem ehemaligen hessen-kasselschen Bibliothekar Rudolph Erich Raspe ursprünglich englisch bearbeitet, hat sich das Büchlein in Bürgers Übertragung rasch in Deutschland eingeführt und ist nach Form und Inhalt aufs mannichfaltigste umgestaltet und erweitert worden. Längst ist dem Bewußtsein des Volkes die Erinnerung entschwunden, daß es

einst einen lebhaftigen Freiherrn von Münchhausen zu Bodenwerder gegeben hat, und daß der Hauptstamm der unter seinem Namen bekannten Geschichten von diesem Manne selbst in heiterm Kreise mit großem Erzählertalente zum Besten gegeben wurde. Das Individuum Münchhausen ist zu einem Begriff verflüchtigt worden, und zwar zu einem Gattungsbegriff für alle Klunkelei und allen auf Ausschneidereien beruhenden Schwindel. Zimmermann konnte deshalb seinen glücklichen Griff thun, als indem er dem durch und durch verlognen Helden seines Romanes den Namen des alten Lügenfreiherrn gab.

Man wird nicht leugnen können, daß der Münchhausen den allgemeinen Beifall, den er gefunden, auch wirklich verdient. Von so unverwüßlicher Dauer sind eben nur echt humoristische Sachen; einmal mit Geschick vorgetragen, sind sie nicht wieder tot zu machen; jede neue Generation empfängt sie von der vorhergehenden mit demselben Behagen, mit dem diese sie aufgenommen hat.

Gleichwohl wird der Münchhausen an Genialität weit übertroffen von einer andern deutschen Lügendichtung, die nicht so bekannt ist, wie sie es in der That verdiente. Wir meinen den „Schelmuffsky“ oder, wie der Titel vollständiger lautet: Schelmuffskys wahrhaftige curiose und gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande. Gedruckt zu Schelmrode, im Jahre 1696.

Welcher Gattung von Romanen der „Schelmuffsky“ angehört, läßt schon der Titel des Buches erkennen. Es ist die der Reiseromane, welche im siebzehnten Jahrhundert bei dem unterhaltungsbedürftigen Publikum in höchster Gunst stand. Die Vorteile desselben sowohl für die Verfasser wie für die Leser sind leicht ersichtlich. Der Reiseroman bot das bequemste Mittel, den durch die Entdeckungen des sechzehnten Jahrhunderts erwachten Sinn der Leute für geographische Neuigkeiten zu befriedigen und sie mit fremden Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen. Er kam also in erster Linie dem Interesse am Stoff entgegen, welches bei der überwiegenden Mehrzahl der Leser immer das hauptsächlichste bleiben wird. Gleichzeitig aber bot er Gelegenheit genug, sich satirisch über die Zustände der Heimat zu verbreiten und nebenher allerhand Novellen einfließen zu lassen. Im Reiseroman konnte man also zugleich belehren und unterhalten und brauchte nicht zu befürchten, um einer satirischen Schilderung heimischer Mißstände willen gleich als Pasquillant verdächtigt zu werden, was bei einer offeneren Sprache mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten war.

Auf Belehrung freilich kam es dem Verfasser des „Schelmuffsky“ nicht im mindesten an; wenn auch er zu der in seiner Zeit am meisten beliebten Form der Erzählung griff, so geschah dies sicher zunächst in der Absicht, den Beifall umso gewisser auf seine Seite zu bringen, und dann aus dem Bedürfnis, einen Rahmen zu haben, innerhalb dessen die einzelnen Späße und Abenteuer in einem festen Zusammenhange erscheinen konnten. Dieses Unternehmen ist vollauf glücklich und mit entschiedner Genialität durchgeführt, einer Genialität, die der

Verfasser auch in allen Einzelheiten verrät, so toll und unsinnig sich auch seine Lügengeschichte auf den ersten Blick ausnehmen mag.

Das Ganze ist nur „eine Hand voll Lügen,“ aber nie hat es einen witzigern Kopf gegeben, der mit größerem Geschick zu lügen verstanden hätte wie der Autor des „Schelmuffsky.“ Der Held, dessen seltsamer Name Schelmuffsky noch nicht erklärt ist, erzählt selbst seine Geschichte, als deren Thema die immer wiederkehrende Behauptung gelten kann, daß er ein braver Kerl sei, von dem man etwas besonders Tüchtiges und Großes zu erwarten habe. Seine Selbstgefälligkeit ist in der That nicht zu überbieten; Münchhausens Renommisterei nimmt sich schwächlich dagegen aus. In Schelmuffskys Persönlichkeit ist einfach alles wunderbar und eigentümlich. Das zeigt sich schon bei seiner Geburt, die unter ganz außergewöhnlichen Umständen erfolgt. Eine Ratte spielt dabei die wichtigste Rolle, und Schelmuffsky versäumt keine Gelegenheit, diese Geschichte von der Ratte aufzutischen, mit der er jedesmal die unglaublichsten Erfolge, namentlich bei dem schönen Geschlechte, erzielt.

Wenn andre Kinder mühsam und allmählich sprechen lernen, so hat das Schelmuffsky nicht nötig. Er zeigt selbst seiner über der Erscheinung der Ratte in Ohnmacht gefallenen Mutter seine Ankunft an, indem er an ihr hinauf krabbelt und sie unter dem lauten Rufe: „Eine Ratte! eine Ratte!“ mit einem Strohalm in der Nase kitzelt. Ein gelehrter Präzeptor, Herr Serge, welcher im Hause der Mutter lebt, glaubt, der Böse habe bei der Sache seine Hand im Spiel gehabt, und nimmt deshalb mit dem Neugeborenen eine Beschwörung in aller Form vor. Aber dieser läßt sich dergleichen nicht bieten; er belehrt den Herrn Präzeptor in wohlgeordneter Rede, wie thöricht solches Beginnen sei, und versetzt ihn dadurch in die größte Angst und Beschämung.

Einem so viel verheißenden Anfange entsprechen durchaus die weitern Großthaten des Helden. Da er in der Schule nichts gelernt hat, als Kaufmannslehrling einen Schelmenstreich nach dem andern verübt und daheim der Mutter das Leben nach Kräften sauer macht, entschließt sich diese gern, ihm seinen Willen zu lassen und ihn auf Reisen zu schicken, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, auf diese Weise „ein berühmter Kerl“ zu werden.

Die Beschreibung dieser „sehr gefährlichen Reise und der ritterlichen Thaten zu Wasser und zu Lande“ bildet nun den eigentlichen Kern des Buches. Der Humor desselben beruht darauf, daß Schelmuffsky vorgiebt, er habe fast die ganze Welt gesehen, während er in Wahrheit nicht über die Nachbardörfer seiner Vaterstadt hinauskommt, und darauf, daß er seine Ausschneidereien und Lügen den angeblich erfundenen Erzählungen weit gereister Männer als Wahrheit entgegensetzt. Natürlich bringt er lauter Ungereimtheiten vor und verwickelt sich in die größten Widersprüche mit den Thatfachen. Bei ihm fahren Frachtwagen von London nach Hamburg, während er zu Fuße nach Venedig wandert, das auf einem großen, hohen Stein gelegen und mit einem vortrefflichen Wall um-

geben ist. Padua ist seiner Erzählung zufolge nur eine halbe Stunde von Rom entfernt, und Rom selbst liegt vom Tiberflusse umströmt mitten zwischen Rohr und Schilf. Trotzdem findet man hier vortreffliche Heringe, die in Hamburg und Schweden gänzlich fehlen, da man dort nur Forellen zu essen bekommt.

Noch größer aber ist der Widerspruch zwischen den Ansprüchen, mit denen Schelmuffsky auftritt, und dem zudringlichen Benehmen, das seiner Natur entspricht. Überall spielt er den großen Herrn, den Cavalier; immer weiß er sich Ansehen zu verschaffen, und selbst die höchstgestellten Personen, Fürsten und Potentaten, werden durch seine Bekanntschaft bezaubert. Kein Gegner, den er nicht niederwirft, kein Frauenzimmer, das ihm nicht seine Huld gewährt. Bei seiner impertinenten Großsprecherei übersieht Signor Schelmuffsky leider vollständig, daß die Erlebnisse, von denen er berichtet, ihn von einer ganz andern Seite erscheinen lassen. So sehr er sich rühmt, ein feiner Mann zu sein, so roh und tölpelhaft benimmt er sich. Seine dumme, rüpelhafte Natur kommt jeden Augenblick zum Vorschein; die Gastfreundschaft, die ihm aller Orten zuteil wird, vergilt er durch die größten Unflätereien. Dennoch glauben ihm alle Leute und bestärken ihn dadurch in seinem renommistischen Gebahren. Nur der kleine Vetter Däfftle spielt den Zweifler und behauptet zum größten Verdruß des Bramarbas, daß er überhaupt nicht weiter als eine halbe Meile über seine Heimat hinausgekommen sei und sich nur in den nächsten Bierdörfern herumgetrieben habe.

Man könnte meinen, daß hier der Unsinn zu weit getrieben sei, und daß auf die Dauer solche Ausschneidereien ermüden müßten. Wie sich jeder selbst überzeugen kann, ist dies nicht der Fall. Es kommt bei derartigen Geschichten ganz auf die Darstellung an, und diese ist in unserm Romane überaus gelungen. Der Stil der Erzählung ist so flott und knapp, so frisch und köstlich naiv, daß der Leser vom Anfange bis zum Schlusse mit gleichem Behagen dem Verfasser folgt. Der einmal angeschlagene Ton wird in dem ganzen Buche glücklich festgehalten, und die immer sich wiederholenden Wendungen, wie z. B. die Be-
teuerungsformel: „Der Tebel hohl mer,“ die wir uns mit englischem Accent gesprochen denken müssen, tragen nicht wenig zur Steigerung des Humors bei. Es ist daher kaum zu viel gesagt, wenn F. Barneke, von dessen Forschungen über den Schelmuffsky gleich die Rede sein wird, sein Urteil über das Werk dahin zusammenfaßt: „Der Schelmuffsky ist in der Gestalt, in der wir ihn zu lesen pflegen, eine der klassischen Schöpfungen der humoristischen Poesie, eine jener Typen, die, wenn auch einer bestimmten Zeit entstammend, doch durch die geniale Abrundung, die bei ihnen dem Dichter gelungen, ein unvergängliches Eigentum der Phantasie aller Zeiten geworden sind. Er stellt sich ebenbürtig neben den Don Quixote und neben Falstaff.“

Über die Tendenz des Romanes hat man sich bisher nicht zu einigen vermocht. Die gewöhnliche Ansicht ist die, daß der Schelmuffsky eine Satire gegen

die zu seiner Zeit modischen Reiseromane enthalte, deren verwegenste Form er verhöhne. Zarncke meint, daß eine solche Absicht des Verfassers allerdings nicht zu leugnen sei, daß er dieselbe aber nur nebenher und in zweiter Linie verfolge. „Der eigentliche Reiz der Gestalt, sagt er, liegt doch anderswo. Sie geißelt jenes Bestreben des über seine Grenze hinausstrebenden Bürgerstandes, die Manieren der vornehmen Welt anzunehmen, die »artigen« und gezierten Sitten des Adels, seine galanten Liebesabenteuer und sonstigen Abenteuer, wie die französischen Muster sie eingeführt hatten, nachzuahmen, ein Bestreben, das gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts fast epidemisch zu werden begann.“

Wenn einmal in dem Romane eine bestimmte ethische Tendenz gefunden werden soll, so möchten auch wir uns diesen Ausführungen Zarnckes anschließen. Aber es fragt sich doch sehr, ob wir berechtigt sind, dem Verfasser überhaupt eine solche unterzuschreiben.

Wir sind gegenwärtig nur zu geneigt, aus derartigen humoristischen Werken mehr herauszulesen, als ihren Verfassern bei der Niederschrift je beigegeben ist. Die ganze Schwankliteratur des sechzehnten Jahrhunderts ist dadurch in ein falsches Licht gestellt worden. Bekanntlich enthält dieselbe eine große Anzahl von Späßen, welche an die Unsittlichkeit des Alerus anknüpfen. Es scheint uns aber ganz verkehrt, wenn man, wie das vielfach geschehen ist, aus dem Umstande, daß gerade diese Sorte von Geschichten so häufig wiederkehrt, auf eine reformatorische Tendenz bei Männern wie Bebel oder Pauli schließen will. Man übersieht dabei viel zu sehr das Behagen, das die Erzähler solcher Streiche an der Sache selbst haben, und vergißt, daß die Gelegenheit, derartige Witze anzubringen, bei keinem Stande günstiger war als bei dem geistlichen, da der Widerspruch zwischen den Forderungen des Eölibates und den Verlockungen des Lebens dieselben nur drastischer machen mußte.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Schelmuffsky. Es ist, so viel wir sehen, garnicht zu verkennen, daß der Schreiber desselben mit dem größten Wohlgefallen das Lügensystem seines Helden ausspinnt, daß er aufschneidet, weil ihm das Aufschneiden selbst Spaß macht, gerade so wie der Jäger, der den Leuten von seinen Heldenthaten, wie man zu sagen pflegt, „die Hude voll lügt,“ selbst das größte Vergnügen an seinen Flunkereien hat. Man kann daher immerhin die von Zarncke hervorgehobene Tendenz des Schelmuffsky als eine nebenbei auftretende gelten lassen, die Hauptsache aber ist und bleibt bei dem Buche doch die Freude des Verfassers an der Renommisterei selbst und an dem burschikosen Wesen, welches er seinen Helden zur Schau tragen läßt.

Diese Wahrnehmung wird nur bestätigt, wenn wir die Persönlichkeit des Autors unserer Erzählung ins Auge fassen und uns vergegenwärtigen, daß er ein Student war und das tolle Leben und Treiben der Studenten seiner Zeit bei seinen poetischen Arbeiten vorzugsweise vor Augen hatte.

Bis vor kurzer Zeit wußte man so viel wie nichts von ihm. Man vermutete zwar, daß er ein und dieselbe Person sei mit dem Dichter einer Reihe von Lustspielen, welche in Anlehnung an die Charakterkomödien Molières mit derbem Humor gewisse gesellschaftliche Mißstände und Ausschreitungen geißeln, man konnte in dem Wellerschen Pseudonymenlexikon die richtige Auflösung des Pseudonyms Hilarius, welches auf dem Titel zweier dieser Stücke erscheint, auffinden, und sah sogar in den „Annalen“ desselben Forschers die persönlichen Verhältnisse des Mannes angedeutet, aber trotzdem blieb die Gestalt des Schöpfers des „Schelmuffsky“ eine dunkle Persönlichkeit, mit der sich keine bestimmte Vorstellung verbinden ließ. Da wurde Professor Friedrich Zarncke in Leipzig von befreundeter Seite auf einige Aktenstücke des Leipziger Stadtarchives aufmerksam gemacht, welche erwünschten Aufschluß gewährten und im Verein mit einer Anzahl authentischer Dokumente in dem Leipziger Universitäts- und im Dresdner Hauptstaatsarchive auf einmal ein helles Licht über unsern Dichter und seine Werke verbreiteten.

Nach Zarnckes in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Untersuchungen (Bd. XXI, S. 457 ff.) steht es nun ganz sicher fest, daß Christian Reuter der Verfasser des „Schelmuffsky“ ist.

Christian Reuter war am 9. Oktober 1665 in Rütten bei Halle geboren. Seit 1688 studierte er in Leipzig Theologie und später auch Jurisprudenz. Die damals in dieser Stadt herrschende starre Orthodoxie und ihre Kämpfe gegen Andersgläubige scheint ihn wenig angezogen zu haben. Wie später Lessing und Goethe, so meinte auch Reuter seine Ausbildung fürs Leben weniger in den Vorlesungen der Professoren zu erlangen, als vielmehr dadurch, daß er sich recht eigentlich in das Leben selbst stürzte und alle Freuden und Leiden des Studententums gründlich auskostete. Es ist daher kein Wunder, daß man ihm und seinen Genossen nicht viel Gutes nachsagte; ihre Hauptforce, hieß es, bestehe im Trinken und Spielen; es seien verwilderte Gesellen, vor deren Streichen niemand sicher sei. So urteilen wenigstens die Gegner Reuters, und wenn sie auch manches übertrieben und nach Philisterart zu hart geurteilt haben mögen, so viel steht wohl fest, daß Reuter nicht zu den „akademischen Musterjünglingen“ gehörte.

Dennoch dürfen wir ihm das Interesse für Höheres nicht absprechen. Auch ihn packte die Leidenschaft für das Theater, welches in jenen Tagen in Leipzig die aufgeweckteren Geister vorzugsweise beschäftigte. Im Mai des Jahres 1693 war dort das von dem Dresdner Kapellmeister Strungf in Gemeinschaft mit einem Dr. Glaser erbaute Opernhaus am Brühl eingeweiht worden, in dem regelmäßig zur Zeit der Messe Aufführungen stattfanden. Obwohl nun bereits herumziehende Truppen die Hauptschauspieler für die dramatischen Produktionen stellten, so fühlte man doch noch geraume Zeit hindurch das Bedürfnis, da, wo sich die Gelegenheit bot, ihre Reihen durch mitwirkende Studenten zu ver-

stärken, denen auf diese Weise die Möglichkeit sich eröffnete, einige Wochen lang aufs angenehmste für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Wir werden, auch ohne hierfür einen bestimmten Beleg beibringen zu können, schwerlich fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Neuter um das Jahr 1695 sich gleichfalls unter den spielenden Studenten befunden habe.

Die deutsche Komödie und das deutsche Singspiel lieferte um die Mitte der neunziger Jahre in Leipzig die meisten Stücke für das Repertoire der damaligen Bühne. Als Muster für die erstere Gattung wurden die Stücke des Bittauer Schuldirektors Christian Weise und diejenigen Molières angesehen, der zu jener Zeit immer mehr Anhänger in Deutschland fand. Ihr Beispiel regte Neuter so sehr an, daß er, sobald er sich zu eignem Schaffen gedrängt fühlte, ganz in ihre Fußtapsen trat. Namentlich zeigte er sich darin als ein Schüler des großen Franzosen, daß er wirkliche, dem Leben entlehnte menschliche Schwächen zum Gegenstande seiner Lustspiele wählte. Damit aber sah er sich vor eine Klippe gestellt, an der vielleicht sein reiches Talent gescheitert ist. Es gelang ihm nicht, das Persönliche zu vermeiden, oder wenigstens urteilten seine Zeitgenossen so und sahen daher in seinen Stücken nur Pasquille, um deretwillen er Strafe verdiene.

Neuter wohnte in Leipzig eine Zeit lang in dem Hause der Witwe eines gewissen Eustachius Müller, welche, im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, mit ihren vier Kindern ein ziemliches wüßtes Leben führte, sodaß die Familie schließlich alles verlor und ein schmähhches Ende nahm. Was er in dieser Familie mit erlebt und angesehen hatte, das benutzte er als Stoff für seine verschiedenen satirischen Komödien. Er wurde deshalb von der Witwe Müller verklagt und als Pasquillant wiederholt relegirt, bis im April 1696 seine gänzliche Ausschließung aus den Reihen der akademischen Bürger erfolgte. Seine Existenz wurde jedoch durch diese Strafe wenig beeinträchtigt, da es ihm gelang, in Dresden unter dem höchsten Adel einflußreiche Gönner zu finden. Er trat in den Dienst des Kammerherrn Rudolf Gottlob von Seyfferdiz und konnte in dieser Stellung über seine ehemaligen Gegner in Leipzig triumphiren. Seit dieser Zeit aber verschwindet er ganz unsern Blicken; wir wissen weder, wie es ihm im „bürgerlichen Philisterium“ ergangen, noch wann und wo er gestorben ist.

Auch in seinen Komödien, welche wir freilich nicht mit unsern, an strengere Sitten gewöhnten Augen ansehen dürfen, erweist sich Neuter als ein witziger Kopf und als ein außergewöhnliches Talent für Charakterzeichnung. Ihm zuerst ist es in Deutschland gelungen, eine aus dem täglichen Leben gegriffene Charakterkomödie im Geiste Molières zu schaffen, ohne dabei, wie seine Vorgänger, schulmeisterliche Tendenzen in den Vordergrund zu stellen. Daß er auf diesem Gebiete nichts von bleibender Bedeutung hervorgebracht hat, liegt nicht sowohl an seiner Begabung, sondern an den erbärmlichen Verhältnissen seiner Zeit, über die sich auch das größte Genie nicht hätte hinwegsetzen können.

Sein Hauptwerk bleibt der „Schelmuffsky.“ Es ist jedoch von großem Interesse zu hören, daß die geniale Figur des Helden bereits vor der Abfassung des Romans in der ersten von Reuters Komödien, in der Ehrlichen Frau zu Plissine (1695), erscheint (Plissine, die Stadt an der Pleiße, Leipzig). Dort führt der Sohn der ehrlichen Frau Schlampampe, welche keine andre ist als die verwitwete Frau Müller, diesen Namen. Auch der Schelmuffsky der Komödie kehrt angeblich von weiten Reisen zurück und affektirt wie der des Romans, daß er seine Muttersprache verlernt habe. In der Erzählung seiner Erlebnisse, namentlich aber in seinen Gesprächen bei Tische, finden wir bereits alle Grundzüge der spätern Erzählung vorgebildet. Zum Teil ist die Übereinstimmung mit den entsprechenden Stellen in der ersten Bearbeitung des „Schelmuffsky“ sogar eine wörtliche.

Diese ältere Fassung ist gleichfalls von Zarncke in einem Exemplare der Gothaer Bibliothek zuerst entdeckt worden. In gewisser Hinsicht steht sie der bisher allein bekannten spätern an Wert nicht nach, da sie diskreter nach Inhalt und Umfang und einfacher im Stil und Satzbau ist. Der eigentliche Typus wird aber erst in der zweiten Redaktion vollendet, sodaß diese immer diejenige bleiben wird, nach der man bei der Lektüre zu greifen hat.

Sie ist es auch, von der Brentano in seiner Abhandlung über die Philister treffend bemerkt: „Es giebt mir keine schärfere Probe der Philisterei als das Nichtverstehen, Nichtbewundern der unbegreiflich reichen und vollkommenen Erfindung und äußerst kunstreichen Ausführung in Herrn von Schelmuffskys Reise zu Wasser und zu Lande. Wer dieses Buch liest, ohne auf eine Art hingerissen zu werden, ist ein Philister und kommt sicher selbst darin vor.“*)



Die Bilanz der Ehe.



an kann der jetzigen literarischen Bewegung im tiefsten Grunde ihre Berechtigung nicht abprechen. Sie ist nicht plötzlich gekommen; wer die Literatur aufmerksam verfolgt, hat sie kommen und anwachsen sehen. Es hat sich im Lustspiel, im Roman wie in der Novelle, ja sogar in der naiv thuenenden Dorfgeschichte eine Tradition von Figuren, Motiven und Empfindungen entwickelt, die nachgerade zur Schablone geworden ist, und dagegen lehnt man sich nun auf. Diese Opposition gegen

*) Von beiden Bearbeitungen besitzen wir jetzt bequeme Ausgaben in den zu Halle a. S. bei Max Niemeyer erscheinenden „Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts,“ Nr. 57/58 und Nr. 59.